

4 Schlussbetrachtung

Der Schriftsteller Martin Beheim-Schwarzbach schrieb nach Friedrich Rittelmeyers Tod am 23. März 1938: „Wer ihn beim Vortrag hörte oder ihm persönlich begegnete, spürte eine Geistesgewalt und eine Sauberkeit der Atmosphäre von ihm ausgehen, die ein unvergleichliches Erlebnis bedeutete und lange, oft für immer im Herzen nachschwang.“¹⁶⁸⁰ Das außergewöhnliche Charisma, das Beheim-Schwarzbach wenige Monate vor seiner Emigration nach Großbritannien Friedrich Rittelmeyer attestierte, war mit Sicherheit eine wesentliche Ursache für den Wiederhall, den der evangelische Pfarrer und „Erzoberlenker“ der Christengemeinschaft in weiten Bevölkerungskreisen fand. Mit der vorangegangenen Untersuchung seiner Verlautbarungen und Aktivitäten sollte gezeigt werden, dass Friedrich Rittelmeyers Resonanz darüber hinaus insbesondere auf seine Fähigkeit zurückging, Antworten auf die Fragen seiner Zeit zu geben. So konnte im Laufe der Arbeit die eingangs formulierte These nachgewiesen werden, dass es Friedrich Rittelmeyer gelungen ist, in jener von einschneidender Säkularisierung geprägten Epoche seit Ende des 19. Jahrhunderts Formen religiöser Verkündigung zu entwickeln, die bei weiten Bevölkerungskreisen bemerkenswerten Anklang fanden. Die Resonanz, auf die er dabei gestoßen war, offenbart, dass in den von der Entkirchlichung besonders betroffenen Gruppen - in der Industriearbeiterschaft und in dem Bildungs- wie in Teilen des Besitzbürgertums - ein religiöses Leben durchaus möglich war. Das ist meiner Ansicht nach auf Rittelmeyers Fähigkeit zurückzuführen, bestimmte religiöse Bedürfnisse aufzugreifen. Wie einleitend postuliert, lässt sich daraus die Annahme schlussfolgern, dass die evangelische Kirche, wäre sie bewusster mit den gruppenspezifischen Religionsprofilen umgegangen, mit einem weitaus geringeren Verlust an Einflussnahme hätte rechnen müssen als es tatsächlich der Fall gewesen ist. Im Hinblick auf das Bürgertum hätte das insbesondere für das Kaiserreich einen unbefangeneren Umgang mit den religionskritischen Philosophen von Nietzsche bis Schopenhauer bedeutet. Anstelle einer grundsätzlichen Verteufelung, die den Protestantismus bei jenen unglaubwürdig machen musste, die sich wesentlich über die Auseinandersetzung mit der aufgeklärten Philosophie definierten, wäre eine Offenheit notwendig gewesen, die den kritischen Diskurs zugelassen hätte. Diese Unbefangenheit wäre gegenüber den modernen naturwissenschaftlichen Erkenntnissen ebenso angebracht gewesen wie gegenüber den atheistischen Freidenkerverbänden oder den neuen geistigen Führern von Johannes Müller bis Leo Tolstoj, zu denen sich Intellektuelle des Kaiserreichs besonders hingezogen fühlten. Der angstfreie Umgang mit dem gebildeten Menschen der Moderne und seinem Bewusstsein für eine von höheren Wesen unabhängige Individualität hätte zudem zu einem aufgeklärteren Moralverständnis führen können, wonach die Einhaltung von Werten nicht auf Angst vor dem Gottesgericht, sondern auf dem freien Willen beruhte. Das hätte der evangelischen Kirche ebenso Sympathien eingebracht wie eine Offenheit für jene Glaubenszweifel, die sich aus dem modernen Weltverständnis ergeben. Das bürgerliche Selbstbewusstsein forderte außerdem eine Demokratisierung des kirchlichen Lebens, in dem den so genannten Laien weitaus mehr Mitspracherechte zugestanden worden wären.

¹⁶⁸⁰ Zit. in: Martin Beheim-Schwarzbach, „Aus einem Gedenkwort in der Zeitschrift `Eckart““, S. 211.

Darüber hinaus wäre ein ausgeprägteres Engagement in Anbetracht der sozialen Frage nicht nur für die Leidtragenden von Vorteil gewesen, sondern auch für das Ansehen der evangelischen Kirche. Das gilt vermutlich auch für den Verzicht auf ein Festhalten an der starren Trennung der Konfessionen, das nicht zuletzt mit dem im Kaiserreich besonders ausgeprägten nationalen Bewusstsein als unvereinbar gelten musste. Gut angestanden hätte es der Kirche außerdem, dem bürgerlichen Bedürfnis nach neuen religiösen Zugängen, nach Möglichkeiten, unabhängig von den traditionellen kirchlichen Formen einer im Sinne der Mystik angestrebten Vereinigung mit dem „Höheren“, „dem Göttlichen“ Rechnung zu tragen. Die bildende Kunst und die Musik hätten zu diesem Zweck ebenso verstärkt in den Gottesdienst einbezogen werden können wie die Auseinandersetzung mit der Natur. Hier hätte für die Kirche vermutlich auch eine Chance bestanden, dem bürgerlichen Bedürfnis nach seelischer Stärkung für den modernen Arbeitsalltag entgegenzukommen.

Innerhalb der Industriearbeiterschaft wurde während des Kaiserreichs gegen die Kirche immer wieder der Vorwurf der autoritären „Verdummung“ erhoben. Diese Kritik hätte der Protestantismus mit einem deutlicheren Bemühen um einen Brückenschlag zwischen modernen naturwissenschaftlichen Erkenntnissen und religiösen Lehrsätzen ebenso einschränken können wie mit religiösen Angeboten, die über die Sonntagspredigt hinaus Interessierten die Möglichkeit eingeräumt hätten, religiöse Themen zu diskutieren. Grundsätzlich hätte es der Kirche gut angestanden, sich verstärkt der Lebenswelt der Arbeiterschaft zu öffnen. Aufforderungen, einer angeblich von Gott eingesetzten Obrigkeit Gehorsam zu leisten, sich mit dem Diesseits abzufinden, weil ein besseres Dasein im Jenseits warten würde, standen im krassen Widerspruch zu der Aufbruchstimmung innerhalb der nach Emanzipation ringenden Arbeiterschaft. Mit dem Verständnis für die Arbeiterbewegung sowie deren Unterstützung wäre die Kirche auch der Kritik an der Diskrepanz zwischen gepredigter christlicher Nächstenliebe und dem praktischen sozialen Engagement der Kirche entgegengekommen. In Anbetracht der ausgeprägten Sympathie, die in Arbeiterkreisen dem historischen Jesus entgegengebracht wurde, liegt die Vermutung nahe, dass eine kirchliche Verkündigung, die mehr Wert auf die Vermittlung des sozialen Aspekts des Leben Jesu gelegt hätte, zu einer verstärkten Identifikation der Arbeiterschaft mit der evangelischen Kirche geführt hätte. Schließlich belegen die Aussagen der Arbeiter, dass trotz einer weitgehenden kirchlichen Entfremdung eine gewisse Religiosität durchaus vorhanden war. Diese entfaltete sich vor allem in der Begegnung mit der Natur. Eine Verkündigung, die dieser Form des „übersinnlichen“ Erlebens Rechnung getragen hätte, indem sie auch leiseste und diffuseste Ahnungen von Religiosität ernst genommen und den Menschen zugestanden hätte, dass die Begegnung mit Gott auch außerhalb der Kirchenmauern möglich ist, wäre vermutlich nicht unerheblich auf Resonanz gestoßen.

Im Hinblick auf die während der Weimarer Zeit im Bürgertum immer wieder geäußerte Kritik an den religiösen Kindheitserfahrungen, die nicht unwesentlich von Schuld- und Angstgefühlen geprägt waren, hätte es der Kirche gut angestanden, die Glaubwürdigkeit ihrer Pädagogik in Frage zu stellen. Eine religionspädagogische Reform, die von Drohlehren abgesehen hätte, wäre ebenso sinnvoll gewesen wie der Verzicht auf ein autoritäres Vermitteln von Glaubenslehren. Ein Religions- bzw. Konfirmandenunterricht, der biblische Aussagen als Impulse und Lebenshilfe für die Gegenwart nähergebracht hätte, wäre hier mit Sicherheit die bessere Alternative gewesen.

Der bürgerlichen Kritik an der nationalistischen Haltung der Kirche während des Ersten Weltkrieges zufolge, wären kirchliche Anstrengungen um einen Friedensschluss sowie um eine internationalere Ausrichtung der christlichen Gemeinde in der Nachkriegszeit vermutlich auf positive Resonanz gestoßen. Das wäre nicht zuletzt deshalb für die Glaubwürdigkeit einer die Nächstenliebe predigenden Institution von Vorteil gewesen, weil für viele Kriegsteilnehmer gerade das Fronterlebnis zu einem neuen Bewusstsein für die Völkergemeinschaft geführt hat. Als förderlich für den Kirchenbesuch nach dem Krieg hätte sich mit großer Wahrscheinlichkeit auch eine Verkündigung erwiesen, die sich bewusster auf die spezifischen seelischen und materiellen Krisen jener Jahre eingestellt hätte. Das gilt vermutlich auch für einen freieren Umgang mit dem Glaubensbekenntnis. Eine Formel, mit der man sich zum Christentum schlechthin beziehungsweise zur eigenen religiösen Suche bekannte, wäre dem zweifelnden Menschen der Moderne weitaus eher entgegengekommen als der Zwang, sich auf einzelne schwer nachvollziehbare Glaubenssätze festlegen zu müssen.

Grundsätzlich wäre die Verbalisierung von Glaubenszweifeln - nicht zuletzt in Anbetracht moderner naturwissenschaftlicher Erkenntnisse wie leidvoller Katastrophen, die sich mit dem Bild eines liebenden Gottes nur schwerlich vereinbaren ließen - der Glaubwürdigkeit der Kirche förderlich gewesen. Dem nicht nur in bürgerlichen Kreisen des Kaiserreichs, sondern auch der Weimarer Republik geäußerten Bedürfnis nach einer unmittelbaren Verbindung mit dem „Göttlichen“ wäre zudem ein deutlicheres Bemühen um Spiritualität entgegengekommen, was sich u. a. in der ausgeprägteren Bereitschaft hätte äußern können, die herkömmlichen Formen des Gottesdienstes mit meditativen Elementen anzureichern. Im Hinblick auf das hohe kulturelle Bewusstsein des Bürgertums, hätte sich hier ebenso wie im Kaiserreich vermutlich ein kreativer Umgang mit kulturellen Errungenschaften bewährt, der die bildende Kunst ebenso als Schnittstelle zum Übersinnlichen näher gebracht hätte wie die Musik.

Was die Haltung der Arbeiterschaft nach Ende des Ersten Weltkrieges zur evangelischen Kirche betrifft, so wäre diese mit großer Wahrscheinlichkeit wohlwollender ausgefallen, hätten die Protestanten für die Bestrebungen nach einem politischen Umsturz sowie nach sozialer Gerechtigkeit und der damit verbundenen Kritik am Kapitalismus mehr Verständnis gezeigt. Schließlich, darauf deuten zumindest eine Reihe von Selbstzeugnissen, war auch bei sozialistischen Arbeitern der Weimarer Republik eine private Frömmigkeit, der Glaube an „etwas Höheres“ durchaus vorhanden. Doch indem die evangelische Kirche in weiten Teilen den Sturz der Monarchie ebenso mit dem Makel der „gottlosen“ Tat behaftete wie die gesamte Arbeiterbewegung, platzierte sie sich außerhalb der Lebenswelt eines Großteils der Arbeiterschaft. Das tat sich auch mit Predigten, die den Hass gegen andere Nationen schürten und so im Gegensatz standen zu dem Bewusstsein von einer internationalen Solidarität unter der Arbeiterschaft. Von Einzelinitiativen abgesehen, hat es die evangelische Kirche während der Weimarer Republik versäumt, sich auf die spezifischen Nöte und Bedürfnisse der Arbeiter einzustellen. Materielle und psychologische Hilfestellungen für Arbeitslose und ihre Familien wären hier ebenso angebracht gewesen wie Angebote, die dem ausgeprägten Bedürfnis nach Weiterbildung entgegengekommen wären und zudem den gegen die Kirche immer wieder erhobenen Vorwurf, antiaufklärerisch zu wirken, haltlos gemacht hätten. Als positiv auf die Anziehungskraft der evangelischen Kirche hätte sich zudem eine Predigtweise erwiesen, die, statt die Unterschiede hervorzuheben, einen größeren Schwerpunkt auf das Verbindende zwischen den Konfessionen gelegt hätte. Schließlich erschien den Arbeitern die konfessionelle Trennung als über-

kommen, was vermutlich ebenfalls auf ein spezielles Bewusstsein für Solidarität zurückzuführen war, das vor konfessionellen Schranken keinen Halt machte. Von Vorteil für die Attraktivität der Kirche in Arbeiterkreisen wäre zudem mit Sicherheit eine Form der Verkündigung gewesen, die sich bewusster auf die in Arbeiterkreisen verbreitete Naturbegeisterung eingestellt hätte, die sich bis zu dem Eindruck religiösen Erlebens steigern konnte.

Nachdem Friedrich Rittelmeyer jahrzehntelang in der evangelischen Kirche ungemaine Popularität genoss, ist er nach seinem Ausscheiden aus dem Kirchendienst wegen seiner anthroposophischen Ausrichtung als außerhalb des Christentums stehend geächtet worden und in der Folge im evangelischen Kirchentum weitgehend in Vergessenheit geraten. Doch die Krise der großen Konfessionen, die um die Wende zum 20. Jahrhundert ihren Anfang nahm und Rittelmeyer seinerzeit veranlasste, nach neuen, zeitgemäßen religiösen Ausdrucksformen zu suchen, ist bis heute nicht abgeschlossen. Das zeigt nicht zuletzt der Blick auf die Austrittszahlen sowie auf den enormen Zulauf, dem sich gleichzeitig außerkirchliche religiöse Gruppierungen erfreuen. Dieser vermeintliche Widerspruch weist darauf hin, dass auch heute wie damals der Kirchenaustritt nicht zwangsläufig Ausdruck einer atheistischen Haltung ist, sondern häufig vielmehr von der Suche nach anderen Formen der Religiosität und insbesondere von Spiritualität zeugt. In Anbetracht dieser Parallelität wäre eine Rückbesinnung des Protestantismus auf Friedrich Rittelmeyer und seine Versuche, dem religiösen Leben neue Impulse zu geben, zumindest ein Experiment wert.